

Rezension

Autor(en): **Flury, Johannes / Ochsenbein, Peter / Semadeni, Silva**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur**

Band (Jahr): - **(1994)**

Heft 1

PDF erstellt am: **15.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

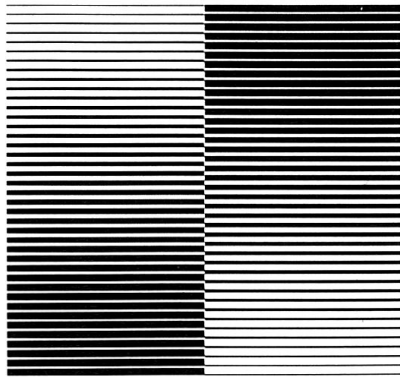
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Peter Metz

Herbartianismus als Paradigma für Professionalisierung und Schulreform



Explorationen · Studien zur Erziehungswissenschaft


 Peter Lang

Peter Metz:

Herbartianismus als Paradigma für Professionalisierung und Schulreform.

Ein Beitrag zur Bündner Schulgeschichte der Jahre 1880–1930 ...
 Explorationen, Bd. 4, Bern 1992,
 788 S.

Vor kurzem ist die Dissertation des Bündner Wissenschaftlers Peter Metz erschienen. Das umfangreiche Werk trägt den Titel: Herbartianismus als Paradigma für Professionalisierung und Schulreform. Was verbirgt sich hinter diesem, nur noch Pädagogik-Fachleuten auf den ersten Blick verständlichen Titel?

Metz möchte zeigen, wie im letzten Jahrhundert über bedeutsame Seminardirektoren eine ganz bestimmte Pädagogik, die sog. Herbart-Zillersche Didaktik Einzug in die Bündner Schulen hielt. Seminardirektor Wiget und sein Nachfolger Conrad waren Anhänger dieser Art Schule zu geben, Lehrpläne aufzubauen und Schulbücher zu gestalten und über ihren Unterricht verbreitete sich, wie in keinem andern Kanton in der Schweiz, diese Pädagogik bis in die entlegensten Bündner Täler. Mehr eigentlich noch als die direkten Inhalte der Methode sind zwei Nebenerscheinungen wichtig geworden. Hier war nun endlich ein Ansatz gegeben, um den Lehrer nicht mehr einfach als schlecht und recht Unterrichtenden zu sehen, sondern er wird jetzt – gestützt auf eine klare Theorie – zum Fachmann für Unterricht. Und zweitens nötigte die Methode zur Erstellung von Lehrplänen und Schulbüchern, zwei Postulate, die im letzten Jahrhundert dringend, aber deswegen trotzdem noch unerfüllt waren. Damit ist schon angedeutet, dass hier nicht nur eine Einführung in eine vergangene Pädagogik gegeben wird, was Metz allerdings ebenfalls leistet, sondern zugleich ein Blick auf die Bündner Schulverhältnisse des letzten Jahr-

hunderts geworfen wird, wie er instruktiver kaum sein könnte: Metz geht aus ganz verschiedener Sicht an seinen Gegenstand heran. So hat er sich z.B. die Mühe genommen und Lehrer aufgesucht, welche noch bei Seminardirektor Conrad Schule hatten, um von ihnen zu erfahren, wie sie mit den Zillerschen Stufen im Alltag der Mehrklassenschulen zurecht kamen. Bis in die Details skizziert er die durch die Sprachverhältnisse noch komplizierter als anderswo gestalteten Ereignisse und Kämpfe um die ersten obligatorischen Lehrmittel. All dies hatte, da biblische Geschichten und der sog. Gesinnungsstoff miteinander eng verbunden waren, ebenfalls seine konfessionelle Note, sodass auch dieser Aspekt mithinein spielt.

In einem separaten Kapitel beschreibt er die parallele Entwicklung am Schierser Lehrerseminar, wo die Herbart-Zillersche Pädagogik in eine eigentümliche Spannung zur pietistischen Grundhaltung der Schule trat, eine Spannung, die sich ähnlich bei katholischen Kreisen zeigte.

Wenn eine Kritik anzubringen wäre, dann einzig die, welche immer mehr gegenüber Dissertationen anzubringen ist: Im Bemühen, den Gegenstand möglichst umfassend darzustellen und auch den feinsten Verästelungen nachzugehen, wird der Rahmen einer noch lesbaren Arbeit nur allzu häufig überschritten. Auch Metz wird nicht viele Leser finden, welche die 800 Seiten von vorne bis hinten durchackern. Da er sich aber sehr um eine klare und übersichtliche Gliederung bemüht hat, lässt sich sein Werk auch kapitelweise lesen. Der Pädagoge wird sich mehr an das erste Kapitel über die Neuformulierung der Herbartschen Pädagogik durch Ziller halten, der an Bündner oder Schulgeschichte Interessierte mehr an die Entwicklung im Bündnerischen Raum und der Sprachgeschichtler wird im Anschluss an die Arbeit von Deplazes sehr vieles zur Geschichte der romanischen Schulbücher finden.

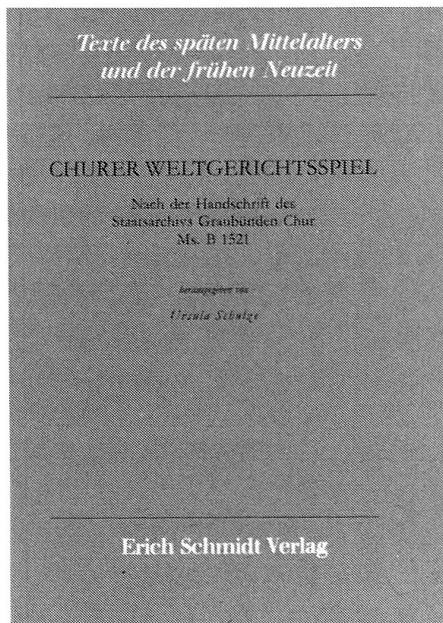
Seine Arbeit wird für jeden, der sich um die Kultur-, Schul-, oder Sprachgeschichte des 19. Jahrhunderts in Graubünden bemüht, ein bleibender Ausgangspunkt sein. Register und Literaturverzeichnis erleichtern die Benützung des Werkes.

Wer von uns erinnert sich nicht noch an den Robinson, mit welchem wir in der Primarschule auf die Insel gezogen sind und mit ihm und Freitag viele Abenteuer überstanden haben. Aber wer ahnt, dass dieser Robinson noch das letzte Überbleibsel des Zillerschen Stufenganges ist? Das in der Rückschau allzu starre System hat in der Folge sehr viel Kritik erfahren. Metz versucht keine Rettung dieses Systems, er rückt aber einiges zurecht und rettet mindestens den Schöpfer vor allzu eifrigen Adepten. So führt er uns zurück in ein vergangenes Kapitel der Pädagogik und der Schulgeschichte und kann uns zur gleichen Zeit zeigen, dass hier mehr zu holen wäre, als dies lange Zeit geglaubt

wurde. Im Anschluss an den Betreuer dieser Arbeit, Prof. Oelkers, geschieht so ein Stück Aufarbeitung der Pädagogik im 19. Jahrhundert. Die Reformpädagogik war bekanntlich nach der von Metz beschriebenen Epoche mit dem Anspruch eines Neuansatzes angetreten. Mindestens in Graubünden war dies aber so nicht der Fall und wenn später die Stufen im Zillerschen Sinne zum Motiv pauschaler Ablehnung wurden, so trifft dies nicht einfach die Zillersche Pädagogik als ganze. Damit hat die Arbeit von Metz ihre Bedeutung weit über den Bündner Kontext hinaus. Sie zeigt an den vielfach engen und, wie oben schon erwähnt, besonders verwickelten Bündner Verhältnissen wichtige Probleme der Geschichte der Pädagogik auf.

Johannes Flury

Rezension

**Churer Weltgerichtsspiel**

Nach der Handschrift des Staatsarchivs Graubünden, Chur Ms. B 1521, hrsg. von Ursula Schulze (Texte des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit, Heft 35), Erich Schmidt Verlag, Berlin 1993. 132 Seiten, 3 s/w-Abbildungen. Fr.49.40.

Eschatologische Spiele sind in lateinischer Fassung seit dem 12. Jahrhundert, in deutscher Sprache erst nach 1400 nachweisbar. Drei Gruppen haben sich herausgebildet: die Antichristspiele, gewissermassen als Vorspiele zum Jüngsten Gericht, sodann die Zehnjungfrauen- oder Sponsus-Spiele nach dem Gleichnis der fünf klugen und der fünf törichten Jungfrauen (Mt 25,1–13), schliesslich die eigentlichen Weltgerichtsspiele, die im Anschluss an Christi Schilderung in Matthäus 25,31–46 den Tag der endgültigen Entscheidung mit seinem genauen Ablauf vorführen, wie sich dieser seit der Karolingerzeit in der allgemeinen Vorstellung ausgeformt hatte.

Ein solches eigentliches Weltgerichtsspiel wurde an Ostern im Jahre 1517 in Chur aufgeführt, vermutlich in der Kathedrale auf der Chortreppe vor dem Hochaltar, vielleicht aber auch in oder vor der Stadtpfarrkirche St. Martin. Chronikalische Berichte fehlen, erhalten ist jedoch eine (vielleicht erst nach der genannten Aufführung von einer einzigen Hand geschriebene) Dirigierrolle in Form einer hochformatigen Papierhandschrift, die im Staatsarchiv Graubünden in Chur aufbewahrt wird (Ms. B 1521). Sie nennt in der Anfangsrubrik das Aufführungsjahr, auf den Ort weisen zwei lokale Reminiszenzen im Text hin. Unter den Heiligen, die im abschliessenden fünften Akt Lobreden halten, tritt auch der heilige Florinus auf, zweiter Diözesanpatron des Bistums Chur und vielverehrter Heiliger am Bischofssitz (v. 1210–1227). Aussagekräftiger ist eine Regieanweisung im vierten Akt. Nach der endgültigen Verurteilung der Bösen will eine verdamm-

te Seele dem Teufel entwischen. Dieser jedoch stellt sie. Die Anweisung hält dazu (nach v. 1026) fest: *Yetz varend sy zweg unnd jnen entrintß Thomali unnd erwuscht jn Baab*. Der Flüchtende heisst also Thomali, der Teufel, der 'ihn erwischt', *Baab*, eine rätoromanische Kurzbezeichnung für die längeren Namen *bab da las manzögnas* (Ladin) bzw. *bab dellas manzegnas* (Sursilvan) 'Vater der Lügen'. Mit Thomali dürfte der in Chur stadtbekannte Schelm Ulrich Thomali aus Malix gemeint sein, der am 16. September 1504 arrestiert wurde.

Der Churer Text wurde freilich nicht erst zur Aufführung 1517 selbständig und neu geschaffen, vielmehr geht er auf ein uns verlorenes Weltgerichtsspiel zurück, das ein alemannischer Dichter wohl um 1350 verfasst hat und das uns in mindestens zwölf weiteren (davon zehn handschriftlich überlieferten und zwei gedruckten) Fassungen aus dem 15. und 16. Jahrhundert erhalten ist. Unter den im schweizerischen Rauman angesiedelten Versionen seien genannt das in Luzern 1465 geschriebene Berner Weltgerichtsspiel, das zwei Jahre danach in Schaffhausen redigierte Rheinauer Weltgerichtsspiel sowie das vermutlich erst 1653 aufgezeichnete Walenstädter Weltgerichtsspiel, das Nikolaus Senn von Buchs-Werdenberg bereits 1869 veröffentlichte, dessen Handschrift jedoch heute als verschollen gilt.

Auf das Churer Weltgerichtsspiel wurde erstmals Staatsarchivar Christian Kind aufmerksam, der wohl um 1880 von der Handschrift, die damals im Rhätischen Museum aufbewahrt wurde, eine Transkription anfertigte und in einer Einleitung auf die lokalen Reminiszenzen für die Churer Aufführung hinwies. Der Rezensent edierte in der Festschrift für Pater Iso Müller (Disentis 1986) lediglich den vierten Akt, um an ihm die Problematik von Marias vergeblicher Fürbitte vorzustellen. Die Berliner Germanistin Ursula Schulze, im Thema ausgewiesen durch eine Publikation des Berner Weltgerichtsspiels und des Augsburger Buchs vom Jüngsten Gericht (Göppingen 1991, in der Reihe 'Litterae'), legt nun zum ersten Mal den vollständigen Text vor, und dies in einer Form, die allen Wünschen heutiger wissenschaftlicher Editionspraxis gerecht wird. Eine kurz gefasste Einleitung (S. 9–36) beschreibt die Handschrift, gibt Auskunft über Datierung und Aufführung, stellt den Text in die Tradition der mit ihr verwandten Weltgerichtsspiele, charakterisiert Aufbau und Eigenarten der Churer Fassung und kennzeichnet die Sprache, vornehmlich was die Graphie des Textes betrifft. Die Ausgabe (S. 43–95) soll, wie die Editionsgrundsätze (S. 37–39) einleitend festhalten, «einen gut lesbaren Text bieten, der aber der handschriftlichen Erscheinungsform möglichst buchstabengetreu folgt». Ein Personenverzeichnis (S. 40–42), in Gruppen geordnet, erleichtert den schnellen Einstieg in den Text. Dankbar ist der Leser der Herausgeberin für die kommentierenden Anmerkungen (S. 97–125), bieten sie doch zugleich sprachliche wie auch sachliche

Erklärungen. So werden schwer verständliche Verse übersetzt, einzelne Wörter grammatikalisch oder semantisch erläutert. Sachliche Erklärungen zeigen die Traditionsgrundlage zu den auftretenden Personen und verwendeten Motiven auf. Ein Literatur- und ein Abkürzungsverzeichnis beschliessen das Bändchen.

Das Churer Weltgerichtsspiel weist als frühestes deutschsprachiges Drama eine Gliederung in fünf Akten auf, von denen die ersten zwei jeweils von einem *Prelocutor* angekündigt werden. Er begrüsst sein Publikum und erläutert ihm die heilspädagogische Absicht des Spiels: *Wer wil vermeiden ewig pin/ Unnd bringennz sel ins ewig rich,/ Der bild das iungste gricht in sich* (v. 6ff.). Das Drama führt dem Zuschauer also nicht nur künftiges, in der Bibel angekündigtes Heilsgeschehen vor, dieser wird zugleich zum inneren Nachvollzug und – als notwendige Konsequenz – zur büssenden Reinigung mit Hilfe der von der Kirche angebotenen Gnadenmittel aufgerufen.

Im ersten Akt kündigen Joel, Sophonias, Hiob, Salomon sowie die Kirchenväter Gregor und Hieronymus in Mahnreden das Jüngste Gericht an, letzterer erklärt die fünfzehn Vorzeichen. Mit Weckrufen von vier Engeln setzt der zweite Akt ein, die Toten erheben sich aus ihren Gräbern, Christus erscheint zum Gericht. Auf sein Geheiss hin scheiden Engel die guten von den bösen Menschen. Der Richter wendet sich zunächst den Gerechten zu und erinnert sie (im Anschluss an Matthäus 25,35–40) an ihre vollbrachten Werke der Barmherzigkeit: *Der arme mensch, der wase ich,/ Wen ir den ye hond gnommen in,/ So bin ich alweg by im gsin* (v. 353ff.). Nun lädt Christus seine Mutter Maria und Petrus als Mitrichter ein. Ein Engel zeigt die Passionswerkzeuge. Im dritten Akt erheben fünf Engel als Vertreter der vier Elemente, der Sonne und des Mondes Anklage gegen die Ungerechten, sie hätten die gesamte Schöpfung nur zur Befriedigung ihrer Begierden missbraucht. Judas, Herodes, Pilatus und der reiche Mann als Repräsentanten grosser Sünder sowie Diener der sieben Hauptsünden (*Hoffart, Gittikayt, Fressery, Unkunschhayt, Zorn, Nid unnd Hass, Tragkayt*) bezichtigen sich ihrer eigenen Schuld. Satan, Christus zugewandt, eröffnet sein Sündenregister, das nach den Vergehen gegen die Zehn Gebote geordnet ist.

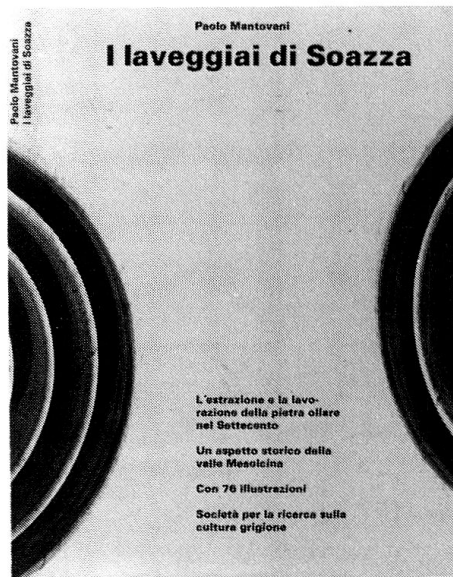
Den dramatischen Höhepunkt bildet sicherlich der vierte Akt. Denn er zeigt dem Zuschauer in bewegtem Ablauf, dass Christus sein Verdammungsurteil, das er zu Beginn dieses Aktes in brennendem Zorn über die Ungerechten fällt, trotz fünfmaligem Bemühen der Verdammten um Milderung der Strafe nicht zurücknehmen kann. Da kann auch die Fürbitte Marias und die des Täufers Johannes nicht helfen, obgleich die Gottesmutter empfindungsvoll ihren Sohn an seine Passion und ihre Schmerzen erinnert. So müssen sich die endgültig Verdammten selbst verfluchen, sie werden Lucifer übergeben, der Erz-

engel Michael verschliesst die Hölle für ewig. Der fünfte Akt gehört den Seligen im Himmel, die lobend vor Gottes Thron auftreten und bestimmte, insgesamt zwölf Gruppen erlöster Seelen repräsentieren: David die Erlösten des Alten Testaments, *Pueri* die früh Verstobenen, Petrus die wahrhaft Reumütigen, Paulus die Bekehrten, Stephanus die Märtyrer, Florinus die Bekenner, Kaiser Konstantin die gerechten Könige, Katharina die Märtyrerinnen, Magdalena die erretteten Sünderrinnen, Elisabeth von Thüringen die Witwen, Ursula die Jungfrauen, eine *Anima salvata* als Stimme aller von Gott Geretteten. «Durch ihren pluralischen Redegestus und die Bitte um Eintritt in das Reich der ewigen Freude verdeutlicht sie die Heilsmöglichkeit auch für die Zuschauer» (S. 20). Diesem sinnvollen Abschluss ist in der Churer Version eine Antichristszene angehängt, die in der üblichen Endzeitchronologie an früherer Stelle hätte stehen müssen und hier wie ihre Hauptgestalt, der am Ende gestürzte Antimessias, eigentlich nur Verwirrung stiftet.

Überblickt man die Abfolge der einzelnen Szenen im gesamten Spiel, so fällt sogleich auf, wie sehr dieses Drama über den Jüngsten Tag ein Drama um die bösen, die verdammt Menschen ist. Von den insgesamt 35 Szenen, welche das eigentliche Gericht und deren Folgen betreffen, gelten nur 6 den Guten, aber 29 den Bösen. Die Gerechten kommen ein einziges Mal zu Wort (v. 334–345), während die Verdammten sich mindestens in 10 Szenen melden. Einzelne dieser Bösen berichten wortreich über ihre Verfehlungen. Katechetisch-moralische Unterweisung also für den Zuschauer auf der negativen Folie der verschiedensten möglichen Sünden!

Das Churer Weltgerichtsspiel will seine Zuschauer erschüttern und auf den Weg des Guten lenken. Dazu dient ihm – in einer Zeit übersteigter Heiligenverehrung und teils falsch verstandener Marienfrömmigkeit – auch der wirkungsvolle Effekt der vergeblichen Fürbitte der Gottesmutter und des Täufers Johannes. Angesichts der furchtbaren Aussichtslosigkeit auf eine Rettung und im Blick auf die Ewigkeit der Höllenstrafe, welche die Verdammten selbst bezeugen (v. 1050), wird das im Mittelalter vielzitierte Wort aus dem 'Liber ecclesiasticus' 5,8' «Zögere nicht, dich zum Herrn zu bekehren, und verschiebe es nicht von einem Tag zum andern» für die Zuschauer des Weltgerichtsspiels zur anschaulichen und bewegenden Botschaft einer geistigen Umkehr.

Peter Ochsenbein



Paolo Mantovani:

I laveggiai di Soazza.

L'estrazione e la lavorazione della pietra ollare nel Settecento. Un aspetto storico della Mesolcina.

Società per la ricerca sulla cultura grigione, Coira 1991, Fr. 20.-.

Noch heute gibt es in Soazza zahlreiche Zeugen eines längst verschwundenen, einheimischen Handwerks, der Lavez- oder Specksteinverarbeitung. Es handelt sich um Flurnamen, um unverkennbare Details im Dorfbild, um einzelne Gebrauchsgegenstände für Haus und Hof. Trotzdem ist kaum jemandem bekannt, dass gerade in diesem Misoxer Dorf bis Ende des 18. Jahrhunderts die Specksteinverarbeitung Tradition hatte. Dieses alte Handwerk wird eher mit Piuro, Chiavenna, Val Masino, Val Malenco, San Carlo di Peccia oder Val Lavizzara in Verbindung gebracht. Über diese ehemaligen, südalpinen Lavezverarbeitungszentren existieren verschiedene Studien, darunter die Arbeit von Ottavio Lurati über den letzten Lavezverarbeiter vom Val Malenco (1970). Soazza aber erwähnen nur Johann Jakob Scheuchzer und Gottlieb Storr in ihren Reiseberichten aus dem 18. Jahrhundert. Zuletzt gedachte Giovanni Antonio a Marca in einem unveröffentlichten Manuskript von 1838 dem einst einträglichen Handwerk. Seitdem ist nichts mehr über das Misoxer Lavezdorf geschrieben worden. Die Specksteinverarbeitung in Soazza ist inzwischen gänzlich eingegangen und fast vollständig in Vergessenheit geraten.

Neulich ist Paolo Mantovani dieser vergessenen Geschichte nachgegangen. Anhand unveröffentlichter Quellen und eigener Feldforschungen hat Paolo Mantovani die ehemalige Specksteinverarbeitungstradition seines Heimatdorfes rekonstruiert und festgehalten. So ist das Buch «I laveggiai di Soazza», veröffentlicht in italienischer Sprache durch den Verein für Bündner Kulturforschung, entstanden.

Paolo Mantovani beschreibt das karge Leben der 'laveggiai' und der 67 Familien, die im 18. Jahrhundert, als das Specksteingeschäft blühte, die 'Magnifica Comunità di Soazza' bildeten. Die Männer arbeiteten in der Landwirtschaft, schöpften aber nebenbei weitere, handwerkliche Einnahmequellen aus (Maurer, Köhler, Schuster, Wagner, Schreiner usw.). Auch die Lavezverarbeitung ist demnach als Nebenbeschäftigung anzusehen. Die als wertvoll betrachteten Lavezprodukte wurden für den Eigengebrauch, auf Bestellung und für den Markt angefertigt. Eine grosse wirtschaftliche und kulturelle Bedeutung hatten die Pässe. Soazza setzte nicht nur auf die San-Bernardino-Route, sondern auch auf die Verbindungen nach Chiavenna (Passo della Forcola) und ins Calancatal (Pass de Groven). In beiden Talschaften hatte die Specksteinverarbeitung grosse Tradition. Gemeinsamkeiten, insbesondere in der Sprache der Specksteinverarbeiter, weisen auf einen regen Kulturaustausch hin.

Wo befanden sich konkret die Lavezgruben und -verarbeitungsstätten? Paolo Mantovani hat das Gelände um Soazza untersucht. Die Spuren der Lavezugewinnung sind versteckt, können aber lokalisiert werden. Minen, Gruben und Verarbeitungsreste sind noch vorhanden. Dokumente und Flurnamen bestätigen diese Beobachtungen, die Paolo Mantovani kartographisch festgehalten hat. Gewinnung, Transport und Verarbeitung werden genau beschrieben. In einem Glossar erklärt Paolo Mantovani alle Dialektausdrücke und Flurnamen. Als Endprodukte, die auch dem Export dienten, stellten die 'laveggiai' verschiedene Gefässe, Kochtöpfe, wertvolle Öfen, Tor- und Fensterbögen, Wappenschilder u.a.m. her. Auch die 'Abfälle' der Lavezverarbeitung wurden vielfältig genutzt. Gedrechselte Specksteine finden sich heute noch in der Strassenpflasterung von Soazza, im Mauerwerk alter Häuser oder auf einem Kamin zur Beschwerung der Abdeckplatte. Deren Herkunft kann nun wieder historisch und technisch erklärt werden. 'I laveggiai di Soazza' gibt aber nicht nur Einblick in das längst vergessene Handwerk, sondern öffnet liebevoll ein Fenster auf die Vergangenheit des kleinen Misoixer Dorfes und seiner Einwohner.

Paolo Mantovani, von Beruf Ingenieur, hat bereits das Buch 'La strada commerciale del San Bernardino' (1988) veröffentlicht.

Silva Semadeni